

Bestandssicherung durch Verfilmung und/oder Digitalisierung

Fortbildung Digitalisierung 23. Januar 2013 in Golm

Dr. Martin Luchterhandt

Herzlich willkommen zu unserer heutigen Fortbildung über ‚Bestandssicherung durch Verfilmung und/oder Digitalisierung‘.

Es trifft sich gut, dass heute mit mir – Martin Luchterhandt, Referent am Landesarchiv Berlin – und Reinhard Rosenau sowohl ein Vertreter der Auftraggeber- als auch der Auftragnehmerseite vertreten sind, und dass ich mich mehr mit Mikrofilm befasse und Herr Rosenau mehr mit Digitalisierung.

Wir wollen Ihnen heute zeigen, dass das Erstellen eines ‚Archivrepros‘ – um es einmal neutral so zu nennen – viel weniger mit der Technik oder dem gewählten Verfahren zu tun hat, und dafür viel mehr mit der Eigenart der Archivalien, der Art ihrer Nutzung, der Vor- und Nachbereitung der Maßnahme oder dem Qualitätsmanagement.

Sie sind heute hergekommen, weil Sie auf irgendeinen Weise ‚Digitalisieren‘ wollen. ‚Digitalisierung‘ ist ein Schlagwort, ein Reizthema und vor allem ein Modeterminus. Der Inhalt ist etwas diffus: Einerseits sind elektronische Abbildungen gemeint, andererseits aber auch Textübertragungen in elektronische Form. Und bisweilen wird auch mitgemeint, dass ‚Digitalisieren‘ heißt, Abbildungen oder Texte auch noch ins Internet zu stellen.

Hier und heute soll ‚Digitalisieren‘ nur als ‚Herstellen eines Abbilds‘ verstanden werden, analog dem Fotografieren. Und von daher soll es damit allgemein um archivische Reprographie gehen, also um Abbildungsverfahren und ihren Einsatz im Archiv.

Warum stellen Archive Reproduktionen her? Nicht, weil wir Nutzer ärgern wollen oder vielleicht Spaß an verstiegener Technik haben. Oder weil wir den Blick auf Originale verhindern wollen aus Angst, keiner würde mehr kommen, wenn unsere besten Stücke im Netz stünden (so etwas wurde letzts in einer Blogdebatte um Mikrofilm geäußert). Nein, wir tun das, weil wir es müssen. Reprographie ist letztlich eine Notlösung, denn wenn wir wollten und könnten – und es die Stücke aushielten -, würden wir die Archivalien stets im Original vorlegen. Tun sie aber nicht! Wir müssen also Schutzduplikate erstellen, um die Originale stilllegen zu können und / oder Notfallvorsorge zu treffen. (Und wir müssen das vielleicht auch tun, um die Nachfrage der Öffentlichkeit nach authentischen, schönen Stücken zu befriedigen – aber das ist schon ein Stück Archivpolitik.)

Die Herstellung und der Einsatz von Duplikaten haben damit ein klares Ziel: Originale zu schützen, indem man die Nutzung am Ersatz ermöglicht.

1. Ziel: Gute Nutzung ermöglichen

Die Ausgangslage ist komplex. Hauptmaterialien der Archive sind nämlich Akten des 18. bis 20. Jahrhunderts, also fest oder lose formierte Papierstapel. Um sie zu reprographieren, müssen die Vorlagen einzeln von Hand umgeblättert und vielleicht auch aufgefaltet werden und sie müssen für die Aufnahme auch flach liegen. Das ist der wesentliche Aufwand, und er ist unabhängig vom gewählten reprographischen Verfahren. Daneben gibt es in kleineren Mengen Karten und Pläne, Fotos, Urkunden, Amtsbücher und Karteien. Die Materialmischung und das Nutzungsinteresse variiert nach Archivtyp – und von daher kann die Frage, was und wie zu reprographieren ist, nicht einfach beantwortet werden: Die Antwort sieht für jedes Archiv u.U. anders aus.

Die Maxime für die zu erstellende Lösung aber ist klar: Die gewählte Lösung muss so gut funktionieren, dass sie von den Nutzern akzeptiert wird. Sonst nämlich wird zur Kompensation des entstehenden Ärgers wieder auf das Original zurückgegriffen, und dann war der Aufwand umsonst.

Die Art der Nutzung richtet sich zuerst nach der Struktur des Originals. Was ist beim Archivale wichtig: Muss man es detailliert betrachten oder will man eher schnell überfliegen? Ist Textlesbarkeit gefragt oder Farbe?

Braucht man also auch Vergrößerung bzw. Zoom? Soll man ausdrucken können? Soll die Nutzung allein im Lesesaal oder / und im Netz erfolgen? Derartige Fragen sind wichtig, denn wenn man intuitiv an eine Reprölösung herangeht – sie soll vielleicht so sein, wie ‚man‘ das so kennt – fehlt vielleicht etwas oder die Lösung funktioniert gar nicht. Wer sich ein Haus warm vorstellt und keine Heizung kauft, friert am Ende.

Ein Beispiel zur Betrachtung von Reproduktionen: Einfach Viewer zeigen immer nur Ikon, und die stehen für eine Datei, die eine Seite/ein Bild beinhaltet. Diese Ikon müssen einzeln angeklickt werden, eine Voransicht gibt es evtl. nicht und blättern kann man schon gar nicht. Wer also digitalisiert und keine angepasste Betrachtungslösung hat, erreicht die angestrebte leichte Nutzung nicht.

Also nicht die Reprölösung selber ist bedeutsam, sondern *was man mit ihr machen kann*. Und das ist nicht für alle Archivalien gleich: Bei Karten und Plänen z.B. ist die Vergrößerung eminent wichtig, bei Karteien geht es dagegen um Springen oder schnelles Blättern. Gedruckte oder Schreibmaschinentexte brauchen keine so verfeinerte Wiedergabe mit Schattierungen, aber handschriftliche Texte des 17. Jh. oder Urkunden unbedingt.

Zu diesem Nutzungsaspekt gehört auch im weiteren Sinn, ob eine Nutzung außerhalb des Archivs gewünscht wird. Es sollte berücksichtigt werden, *wie die Erwartung der Nutzer ist*. Dazu gehört auch, dass es Nutzer gibt, die grundsätzlich farbige Schutzmedien erwarten - selbst bei Zeitungen! -, und die auch davon ausgehen, dass es, wenn schon nicht jetzt, dann später, eine OCR-Lesbarkeit archiverischer Dokumente geben wird, und dass irgendwann sowieso alle Archivalien

im Netz sind. Da staunt der Fachmann – und den Laien wundert gar nichts. Man kann das für völlig überzogen und realitätsfremd halten, aber in diesem mentalen Feld müssen wir unsere Schutzmedien auch verkaufen. Zum Begriff ‚Nutzung‘ gehört also ‚Akzeptanz‘ als Kriterium unbedingt dazu, und sei es, dass wir uns gegen überzogene Kritik wappnen und uns davon beizeiten abgrenzen.

2. Ziel: Erstellung von Mikroformen

Welche Reproduktionsverfahren soll man nun nehmen? Für Abbildungen gibt es theoretisch drei Möglichkeiten: auf Papier (Kopie), auf Film (Mikroverfilmung) oder elektronisch (Digitalisierung).

Die erste Möglichkeit wird im Archiv im Grunde gar nicht benutzt. Als Schutzmedien sind Kopien relativ unbeliebt, denn ein Nutzungsduplikat, das fast genau so viel Platz braucht wie das Original, und das zu seiner Erhaltung ähnlich komplexe Maßnahmen erfordert, ist wenig brauchbar.

Damit ist klar, dass das Nutzungsduplikat kleiner sein soll als das Original, und es soll sich leichter handhaben lassen, bei Lagerung und Benutzung. Wir wollen also Mikroformen!

3. Ziel: Langzeithaltbarkeit

Der Aufwand für Reprographierungen in brauchbarer Qualität ist hoch, auch wenn es sich nicht um Ersatzlösungen handelt. Die wären ja noch schwieriger bzw. da wären die Anforderungen noch höher, denn ich bekomme ja keine Chance für Wiederholungen.

Da wir in Deutschland dementsgegen klassischerweise nicht Ersatzreprographien, sondern Schutzmedien bei voller Originalbewahrung herstellen, gibt es zwar eine größere Fehlertoleranz (denn solange das Original nicht allzu schwer geschädigt ist, kann eine Reproduktion später noch einmal hergestellt werden) - aber es gibt wirtschaftliche Grenzen. Der enorme Aufwand für eine akzeptable und akzeptierte Schutzlösung kann nicht regelmäßig wiederholt werden.

Daraus kann man ein weiteres Ziel für Nutzungsduplikate ableiten: Die Lösung soll längerfristig funktionieren, um den angestellten finanziellen Aufwand zu bewahren; also: sie soll dauerhaft sein. Dieser Punkt ist nicht einfach.

Es gibt damit drei Anforderungen an ein Archivduplikat:

1. Es soll gut benutzbar sein.
2. Es soll eine Mikroform sein.
3. Es soll lange halten.

Sowohl Mikroverfilmung wie Digitalisierung erfüllen diese Bedingungen – natürlich jeweils in unterschiedlicher Form.

Welches Verfahren soll ich wählen? Was für Kriterien gibt es?

Hier hilft wieder der Blick auf die Vorlagen.

Natürlich sollen deren Kontraste und Lesbarkeit wiedergegeben werden – grundsätzlich muss ich für jedwedes Duplikat eine gute bis hervorragende optische Wiedergabe verlangen. Das können beide Verfahren in ausreichender Form.

Dann zur Farbe: Mikrofilme sind schwarz-weiß und damit geeignet für alles Material, bei dem es allein auf Texterkennung bzw. Grafik ankommt. Sie sind nicht einzusetzen in Fällen, wo die Farbe tatsächlich sinntragend ist (bei Karten oder bestimmten Textdokumenten). Die Testfrage für diesen Fall ist: Könnte ich etwas ohne Farbe nicht richtig verstehen / erklären? Wenn Farbe bei einem Stück nur ‚schön wäre‘, ist sie im engeren Sinn verzichtbar.

Noch eine Fußnote zur Farbe: Infolge der verstärkten Digitalisierung von Farb- oder Bildquellen (Karten, Zeichnungen, Fotos) auch als ‚Nachholeffekt‘ nach Jahrzehnten der SW-Aktenverfilmung sehen Nutzer Farbe als ‚das Richtige‘ an. Das ist eine Tatsache, die bei der Entscheidung über Reproduktionsvorhaben wenigstens gedanklich berücksichtigt werden sollte. Denselben Nutzern ist manchmal auch bewusst, dass Farbe ein Luxus ist, den wir uns nicht grundsätzlich leisten wollen oder können. Die simple Sicht ‚Mikrofilm ist schwarz-weiß, Digitalisierung ist farbig‘ ist falsch. Es gibt Farbmikrofilme, und es gibt Graustufendigitalisate. Also: Farbe, soweit sie unbedingt nötig ist.

Damit komme ich zur gewünschten Art der Nutzung des Duplikats, und dies ist ein entscheidender Punkt.

Seit 1961, dem Beginnjahr der Bunndessicherungsverfilmung‘, hat sich in deutschen Archiven in West und Ost Mikrofilm als Sicherungs- wie Nutzungsmedium für Archivalienduplikate etabliert, mit einer breiten Leistungspalette: Es gibt Rollfilme in 35 und 16mm Breite, Fiches (‚Mikro-‘ mit mehreren Aufnahmen, ‚Makro-‘ mit einer) und Jackets (Fichehüllen mit Rollfilmstreifen darin).

Nun werden zusätzlich Archivalienreproduktionen digital hergestellt und genutzt, und wegen der weiten Verbreitung der IT-Technik und der Möglichkeit, im Netz zu nutzen, verbreitet sich das immer mehr. Diese Entwicklung hat letztlich zur Trennung von Sicherungs- und Nutzungsmedium geführt: Da, wo früher ein Medium beide Funktionen hatte, sind heute u.U. zwei erforderlich. Digitale Nutzung hat unschlagbare Vorteile, besonders wenn es um Farbe oder weite Verbreitung geht, aber sie ist letztlich komplex in der Aufbewahrung und langfristig nicht beständig. Und Mikrofilm hält toll und ist dafür schwerfällig und örtlich begrenzt in der Nutzung.

Es gibt keine Notwendigkeit, sich allein für eine dieser Techniken zu entscheiden. Es wäre auch nicht vernünftig – wozu soll man sich Möglichkeiten nehmen?

Technisch können beide Formen aus der jeweils anderen erzeugt werden – auch von dieser Seite gibt es keinen Grund zur einseitigen Festlegung. Mikrofilme können

eingescannt und digital genutzt werden, und Images können auf Film ausbelichtet werden.

Dennoch ist die Frage, welches Medium als Ausgangsmedium benutzt wird, welches ich also *zuerst* herstellen lasse, nicht beliebig. Wonach soll man gehen? Auch hier gilt: Wie kann das Archivale am besten genutzt werden? Wenn in der Nutzung Farbe gewünscht wird, müsste zuerst digitalisiert werden – die Ausbelichtung würde nämlich schwarz-weiß – oder sehr teuer.

Und damit sind wir bei den Kosten. Es ist nicht gleich teuer, ob ich erst digitalisiere und dann ausbelichte – das kostet zur Zeit noch mehr – oder ob ich verfilme und dann einscanne. Und es ist in jedem Fall billiger, wenn ich einfach auf eine der beiden Versionen verzichte...

Mit der Vokabel ‚Verzicht‘ ist ein Schlüsselwort für Ihre – unsere – Entscheidung gefallen. Soll man auf Farbe verzichten, damit die Stabilität höher wird, oder soll man beide Techniken anwenden und auf einen Teil der Repros verzichten oder soll man auf Stabilität verzichten und dafür Farbe und Menge bekommen? Wie ich auch entscheide, ich kann niemals alles bekommen. Auch wenn es Stimmen gibt, die suggerieren, eine Digitalisierung allein könne das alles leisten – die Erhaltung würde gelöst werden, ja, müsse gelöst werden. Wir wissen, dass das nicht geht, auch wenn die Hoffnung da sehr groß ist. Ägypten ist *trotzdem* untergegangen, trotz Allmacht und Größe, und Fukushima hat uns gezeigt, wie sehr unsere Zivilisation von der Dauerverfügbarkeit von Energie abhängig ist. Wie sehr soll ich – darf ich – darauf vertrauen? Wie vernünftig ist Skepsis gegenüber doch so breit benutzten Verfahren?

Ich will hier nicht Katastrophenängste schüren. Ich will durch diese Beispiele nur zeigen, dass jede Entscheidung, die wir für oder gegen eine bestimmte Replöschung treffen, Konsequenzen hat, und dass keine per se immer richtig ist. Es bleibt immer ein Restrisiko, und was heute angebracht ist, kann morgen erledigt sein. Die heutige technische Vielfalt mit ihren Entscheidungsmöglichkeiten zwingt uns eben auch zu mehr Entscheidungen!